

*Im Knaur Taschenbuch Verlag ist bereits
folgendes Buch der Autorin erschienen:*
Schandweib

Über die Autorin:

Claudia Weiss, Jahrgang 1967, ist promovierte Historikerin und Privatdozentin. Sie hat in Hamburg und Moskau Geschichte, Slawistik und Geographie studiert und im Anschluss zwölf Jahre als Osteuropa-Historikerin in Deutschland, Frankreich und Russland geforscht und gelehrt, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Neben wissenschaftlichen Fachpublikationen schrieb sie für *GEO Epoche* und veröffentlichte im März 2011 *Das Reich der Zaren*, einen Sachbildband. *Das Geheimnis des Scharlatans* ist nach *Schandweib* ihr zweiter Roman.
<http://claudiaweiss.com>

Claudia Weiss

*Das Geheimnis
des Scharlatans*

Roman

KNAUR 

Dieser Roman erschien 2012 beim Hoffmann und Campe Verlag
unter dem Titel »Scharlatan«

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Aktualisierte Neuauflage März 2015

Knaur Taschenbuch

© 2015 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

© 2012 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Vanitas, a young woman seated at her
dressing table, 1632 (oil on canvas), Moreelse, Paulus (1571–1638) /

Private Collection / Johnny Van Haeften Ltd., London /

The Bridgeman Art Library – View of Dresdenprint,

Germany 18th Century Print / De Agostini Picture Library /

G. Dagli Orti / The Bridgeman Art Library

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51484-9

2 4 5 3 1

Prolog

Dem Teufel selbst würden sie sich wohl verschreiben, um ihr erbärmliches Schicksal zu lindern.« Angewidert wandte sich Paul Ankermann, ein wohlhabender junger Kaufmannssohn aus Hamburg, von den dicht beieinanderstehenden Bauern ab, die in staubschmutzigen Hemden und Holzpantinen den Blick nach Westen richteten, dem Meer entgegen, in der Hoffnung auf die ersehnten Regenwolken.

Seit März war in jenem Frühjahr 1697 kein Regen mehr auf die Norddeutsche Tiefebene niedergegangen. Der Wasserstand der Elbe war so tief gesunken, dass die großen Segler nicht in den Hamburger Hafen einlaufen konnten, sondern selbst mit der Hilfe des Tidenhubs nur noch bis Wedel kamen. Hier endete der aus dem dänischen Viborg kommende Ochsenweg, der dem Marktflecken einen bedeutenden Ochsenmarkt sowie einen großen Anleger für Schiffe beschert hatte, um das noch zuvor in den Elbmarschen gemästete Vieh mit gutem Gewinn zu verschiffen. Doch zurzeit legten hier nicht nur mit Ochsen befrachtete Kähne ab, sondern auch die großen Fleuten, seetüchtige Schiffe, die über mehrere Masten und meist auch über genügend Geschütze verfügten, um sich und ihre Waren, wenn nötig, verteidigen zu können.

Am Nachmittag des 26. Juni 1697 lag die Angelina, eine prächtige Fleute, am Kai und wartete auf die Flut, um in Richtung Amsterdam auszulaufen. Paul Ankermann war bereits am frühen Morgen von Hamburg aus mit der Kutsche nach Wedel gekommen, denn die Angelina sollte ihn über Amsterdam nach Salvador, der alten Hauptstadt Brasiliens, bringen, wo seine Verlobte und ein neues Leben als Besitzer einer Zuckerplantage auf

ihn warteten. Eigentlich hätte die Angelina schon vor gut zwei Stunden auslaufen sollen, aber der Tidenhub war nicht stark genug gewesen für die Untiefen der Elbmündung, und der Kapitän musste auf die nächste Flut in den frühen Morgenstunden warten. Missmutig über diese Reiseverzögerung und die noch so vielen abzuwartenden Stunden stampfte Ankermann mit seinem schwarzen Schnallenschuh auf den trockenen Boden, sodass sich eine kleine Staubwolke erhob und die Schuhe mit einem braunen Schleier überzog.

»Johann! Mach sie sofort sauber!«

Ein junger Diener, der gerade dabei war, mit zwei Stauern über den Preis des Verladens der Koffer seines Herrn auf das Schiff zu verhandeln, drehte sich um, erfasste kurz die Situation und schien noch abzuwägen, ob er den Stauern den geforderten Preis zahlen und sogleich zu seinem Herrn eilen oder doch erst noch einen besseren Handel herausholen sollte.

»Sitzt du auf deinen Ohren? Komm endlich her und putz meine Schuhe!«

Der Diener überlegte nicht länger. Schnell schlug er ein, gab den Stauern die geforderten Pfennige und eilte dann zu seinem Herrn. Aus seiner Rocktasche holte er ein weiches Tuch, hockte sich vor Ankermann nieder und begann dessen Schuhe zu polieren.

»Immer muss ich dich zweimal rufen. Was bist du nur für ein nichtsnutziger Diener. Da zahl ich dir gutes Geld und nimm dich sogar auf meine Kosten mit in die Neue Welt, aber du trödelst herum und schwätzt mit dem Gesindel.«

»Ich war gerade dabei, den Preis für das Verladen Eures Gepäcks auszuhandeln, Herr, darum ...«

»Mach auch den Absatz sauber!« Ankermann drückte dem Diener seinen Schuh auf das Knie und drehte ihm die Ferse entgegen. Der wich kurz mit seinem Gesicht zurück, nahm dann aber

das Tuch in beide Hände und rieb kräftig den Absatz ab, von dem sich ein Stück Kuhfladen löste und gegen seine Hand flog.

»Was hast du ihnen für das Verladen gegeben?«

»Fünf Pfennige, Herr.«

»Etwa jedem von ihnen? Lässt mich nicht nur warten, sondern schmeißt auch noch mit meinem Geld herum. Wie gut, dass mein armer Vater das nicht mehr erleben muss. Sonst hätte er sich noch geirrt, dass er dich zu uns ins Haus genommen, dir sogar lesen, schreiben und rechnen beibringen ließ, damit du auch mal im Kontor deinen Dienst verrichten könntest. Aber das ist ja nun hinfällig. Und was ich mit dir in Brasilien anstellen werde, überlege ich mir auf der Reise.«

Der Diener senkte den Blick, sodass der Herr sein wütendes Funkeln nicht sah, und schwieg eisern.

Im Herbst 1696 war der alte Ankermann gestorben. Sein einziger Sohn Paul erbte das gut laufende Kontor in der Deichstraße und ein stattliches Vermögen. Aber Paul Ankermann hatte niemals Neigung gezeigt, das hanseatische Kaufmannsleben seines Vaters fortzusetzen. In den letzten Jahren vor dessen Tod war er zwar viel für das väterliche Kontor gereist, hatte Monate in Lissabon zugebracht und dort auch seine Verlobte kennengelernt, hatte aber nie ein Hehl daraus gemacht, dass sein Herz nicht für Hamburg schlug, sondern ihn die große weite Welt mit ihren Abenteuern und Vergnügungen lockte. Als ihm schließlich das Familienvermögen zufiel, verkaufte er kurzerhand das Kontor und erwarb stattdessen eine Plantage unweit von Salvador, wo der Vater seiner Braut eine wichtige administrative Position für die portugiesische Regierung innehatte.

Paul Ankermann war ein hitziger junger Mann. Von der Natur mit einem ansehnlichen Äußeren beschenkt, hatte er nur wenig Pflege für seine inneren Qualitäten aufgebracht. Zwar verfügte er über einen scharfen Verstand und Entscheidungsfreude, aber

beides durch präzises Kalkül zu schärfen schien ihm nie in den Sinn gekommen zu sein. Schließlich war er von jeher gewohnt, dass man sich seinem Willen beugte, und wenn nicht, forderte er den Gehorsam rücksichtslos ein.

Sein Diener Johann, kaum älter als er selbst, arbeitete schon seit frühester Jugend für ihn. Ankermann hatte sich so daran gewöhnt, ihn ständig um sich zu haben und seine Launen – die guten wie die schlechten – an ihm auszuleben, dass er schon regelrecht zum Schatten seines bisherigen Lebens geworden war. Ohne Johann wäre Paul Ankermann kaum in der Lage gewesen, seine Morgentoilette durchzuführen oder geregelte Mahlzeiten einzunehmen. Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – schien es des Öfteren so, als könne der Herr seinen Diener nicht ertragen. Doch auch Johann, der selten ein Wort zu viel verlor und mit Sorgfalt und Bedacht seine Pflichten erfüllte, drohte die Last des Dienstes manchmal die Luft zum Atmen zu nehmen, wie auf diesem staubigen Platz vor dem einzigen Wirtshaus in Wedel, das noch ein angemessenes Logis für die kurze Nacht zu bieten hatte.

Als er endlich die Schuhe gereinigt hatte und Ankermann sich bequeme, seinen Fuß von Johanns Knie zu nehmen, wischte er sich wortlos die Finger am dreckigen Tuch ab und steckte es wieder in seine Rocktasche. Dann wandte er sich den Stauern zu, die ihn anglotzten und nicht mehr zu wissen schienen, ob sie dem Handel mit ihm nachgehen und das Gepäck des Herrn auf das Schiff verladen sollten.

»Reicht euch der Groschen etwa nicht? Macht euch an die Arbeit und schafft die Koffer an Bord! Aber geht sorgfältig mit ihnen um. Mein Herr schätzt keinen Dreck an seinen Sachen.« Damit wandte er sich ab und ging zum Wirtshaus, um das angemietete Quartier zu begutachten, damit sein Herr sich für ein Nickerchen zurückziehen konnte.

Die fröhsummerliche Hitze brannte auf den Marktstellen nieder, und die schwüle Luft erschwerte jeden Atemzug. Eine Herde Ochsen stand eng zusammengepfercht auf einem sandigen Platz. Die Tiere schlugen unaufhörlich mit ihren Schwanzquasten nach den Mücken und Fliegen, die die Leiber bedeckten und die Luft mit einem aufdringlichen Surren erfüllten. Einige junge Frauen in der Tracht der Elbmarschen schleppten Körbe mit armseligen Kräutern, kleingeratenem jungem Gemüse, Brot und Eiern zum Kai, um es dort den Reisenden als Proviant zu verkaufen. Ihre Schürzen und Hauben waren mit braunem Sandstaub bedeckt, und sie zwinkerten mit den Augen, als wollten sie den Staub aus den Wimpern vertreiben. Kräftige junge Burschen schleppten Säcke und Kisten auf die Angelina, die nahezu reglos im Wasser lag, die Segel gerefft und die Flagge am Hauptmast schlaff herunterhängend. Viel zu langsam verstrich die Zeit bis zum Abend, viel zu mühsam war jede Bewegung.

Endlich schlug die nahe Turmuhr die sechste Stunde des Nachmittages, und der Schankwirt stach ein frisches Fass Bier an. Es dauerte nicht lange, bis sich gut zwei Dutzend Männer mit verschwitzten Gesichtern um die Theke der Schankstube drängten und durstig nach einem Krug Bier verlangten.

Als Ankermanns Diener Johann kurze Zeit später die Stube betrat, war kaum noch ein Platz zu finden. Sämtliche Tische und Bänke waren bereits besetzt, und die Mägde trugen mit erhobenen Armen in jeder Hand vier Krüge Bier durch die laut durcheinanderredende Menschenmenge. Dem jungen Mann waren Durst und Müdigkeit anzusehen. Das Gesicht war staubbedeckt, die Haare waren verklebt und die Lippen rissig. Die letzten drei Stunden hatte er zunächst die Kleider seines Herrn ausgebürstet und gereinigt, während Ankermann in einer kühlen Kammer schlief, dann hatte er das verladene Gepäck kontrolliert und festgestellt, dass die Burschen die Koffer schlecht ge-

stapelt hatten. Danach hatte er die Kabine seines Herrn inspiert, noch einmal durchgefegt und gelüftet. Zu guter Letzt schließlich hatte er den Frauen auf dem Kai etwas Obst abgekauft und es in der Kabine in einer Schale für die Reise drapiert. Nun schob er sich durch die überfüllte Schankstube bis an den Tresen und verlangte ein Bier. Die Männer neben ihm stanken nach Schweiß und Fisch, doch auf ihren Gesichtern zeichnete sich bereits die entspannte Fröhlichkeit ab, die sich gewöhnlich nach ein, zwei Krügen Bier einstellte.

Der Wirt schob dem Diener einen frisch gezapften Krug über den Tresen, deutete dabei aber auf die nach oben führende Treppe und sagte: »Dein Herr lässt nach dir rufen, Junge. Du sollst ihm diesen Krug Bier bringen und ihm beim Ankleiden helfen.«

»Und mein Bier?«

»Das kannst du später trinken. Dein Herr tobt da oben herum. Ich will hier keinen Tumult, verstehst du?«

Johann nahm den Krug und hob ihn an die Lippen, als der Wirt ihn am Arm packte.

»Mach keine Dummheiten, Junge, sondern bring deinem Herrn das Bier.«

Ein vor Wut und Enttäuschung blitzender Blick traf den Wirt, der unbeirrt den erhobenen Arm des jungen Mannes hielt.

»Nun geh schon.«

Nach einer kleinen Ewigkeit ließ der Diener den Arm sinken, wandte sich um und drängte sich mit dem Krug in der Hand durch die Menschenmenge zur Treppe durch. Bevor er die erste Stufe nahm, drehte er sich noch einmal zu dem Wirt um. Der hatte sich aber schon längst wieder seinen anderen Gästen zugewandt. Unvermittelt spie der junge Mann einen dünnen Faden klebrigen Speichels in den Bierkrug, der langsam in den Schaum eindrang.

In der Kammer ging Ankermann schon ungeduldig auf und ab, als der Diener klopfte.

»Wo hast du dich so lange herumgetrieben, fauler Kerl? Fürs Arbeiten bezahl ich dich, nicht für Faulenzerei. Wo ist mein Bier?« Ohne auf eine Antwort des Dieners zu warten, riss Ankermann ihm den Krug aus der Hand, führte ihn an seine Lippen und trank ihn in wenigen Zügen leer. Dann gab er ihm dem Diener zurück und deutete mit dem Kopf auf die frisch ausgebürstete Kleidung.

»Hilf mir beim Ankleiden. Zwar ist nun mein Durst gelöscht, aber der Magen knurrt bei all dem guten Bratengeruch, der aus der Küche hochsteigt.«

Kurze Zeit später war Ankermann fertig, um die Kammer zu verlassen. Sein Diener hielt ihm die Tür auf und wollte ihm die Stiege hinab folgen.

»Nein, du bleibst hier und richtest zuerst die Kammer. Ich will ein frisches Laken haben, dieses ist schon ganz verschwitzt. Sorge auch für frisches Wasser zum Waschen und leere das Nachgeschirr.«

Mit hängenden Schultern blieb Johann in der Kammertür stehen, während unten bereits zwei Mägde an einem Tisch Platz für den gut zahlenden Gast schufen.

Die Glocken hatten schon die achte Stunde verkündet, als der Diener durch die Hintertür die Schankstube betrat. Er hatte keine Eile gehabt, seine Pflichten zu erfüllen, auch sich selbst hatte er inzwischen gesäubert. Ankermann saß mit vom Fett glänzenden Lippen am Tisch und verzehrte genüsslich die Reste eines Spanferkels mit Sauerkraut. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn, und der Glanz seiner Augen verriet, dass er dem Bier inzwischen kräftig zugesprochen hatte.

»Ah, Johann, da bist du ja. Komm, setz dich zu mir und gönne dir auch mal einen Schluck.« Mit fröhlich-jovialen Lächeln

winkte Ankermann seinen Diener zu sich heran. Auf dessen Gesicht löste sich die Spannung, und er atmete hörbar auf.

»Wirt, bring uns zwei frische Bier!«

Ankermann klopfte Johann auf die Schulter, als der sich setzte. Nachdem eine Magd zwei Krüge auf den Tisch gestellt hatte, griff er nach einem davon und hob ihn hoch. »Prost, Junge! Auf eine herrliche Zukunft in Brasilien!« Dann trank er mit herzhaften Schlucken nahezu den halben Krug leer.

»Weißt du, ich habe mir inzwischen überlegt, was für eine Aufgabe ich dort für dich hätte.« Er grinste seinen Diener breit an, der mit scheuem Blick den Bierkrug fixierte. »Du bist doch ein schlaues Bürschlein. Als wir beide in Lissabon waren, hast du schon ganz passabel das Portugiesische erlernt. Schreiben und rechnen kannst du auch. Da wärest du doch ein guter Plantagenverwalter.«

Der Diener schaute seinen Herrn ungläubig an.

Doch dieser nickte ihm aufmunternd zu und leerte den Rest seines Biers. »Wirt, noch einen Krug!«

Auch der Diener trank einen Schluck, hatte seinen Krug aber noch nicht um die Hälfte geleert.

»Nun, was hältst du davon, Johann? Du verwaltest die Plantage und erwirtschaftest uns gutes Geld, und ich, ich kümmerge mich um die Freuden des Lebens.« Ankermann lachte laut auf und schlug mit der Hand auf den Tisch. »Ich werde mich ganz meiner wunderschönen Tereza widmen und ihr einen Haufen hübscher Kinder machen. Ach, es gibt dort ja auch noch bestimmt andere hübsche Frauenzimmer, mit schwarzbraunem seidigem Haar und samtweicher Haut.« Er grinste lüstern. »Für dich werden wir da bestimmt ebenfalls eine brave kleine Braut finden. Sollst ja nicht leben wie ein Hund!« Erneut lachte er auf und griff nach dem frischen Bierkrug. »Prost, Johann, auf deine zukünftige Braut!«

Ankermann trank, wischte sich den Schaum vom Mund und stieß geräuschvoll auf. »Dieses Gebräu bläht einen auf wie ein Segel vor dem Wind. In Brasilien haben die ja etwas viel Feineres. Einen Schnaps brennen die, davon könnten sich hier die Schnapsbrenner mal eine Scheibe abschneiden. Dort wächst nämlich Zuckerrohr, aus dessen Saft sie nicht nur Zucker gewinnen. Sie haben so viel davon, dass sie es einfach zu Schnaps brennen ... Wirt!«, wandte er sich unvermittelt hinüber zur Theke. »Bring uns einen Schnaps!«

Der Diener schaute zur Theke, und tatsächlich füllte der Wirt bereits eine klare Flüssigkeit aus seinem verkorkten Krug in zwei kleine Becher.

»Prost, Johann, auf die Frauen und das süße Leben!« Mit einem Zug leerte Ankermann seinen Becher, während sein Diener nur vorsichtig daran nippte.

»Ah, auch nicht schlecht. Zwar nicht so gut wie der Zuckerrohrschnaps, dafür putzt es einem aber den Rachen ordentlich sauber ... Weißt du was? Ich habe eine Idee.« Ankermann beugte sich quer über den Tisch zu Johann hinüber und senkte verschwörerisch seine Stimme. »Was hältst du davon, wenn wir auf der Plantage unseren eigenen Schnaps brennen?« Wieder lachte er schallend auf und schlug mit der Hand auf den Tisch. »Darauf lass uns trinken! Wirt, noch einen Schnaps für mich und meinen Freund!«

Vom Turm schlug es bereits die zehnte Stunde, als Ankermann sich schwankend erhob. Er musste sich sogleich mit beiden Händen an der Tischkante festhalten, um nicht umzufallen.

»Los, Johann, hilf mir. Ich will raus und Wasser lassen.«

Schnell sprang der Diener seinem Herrn zur Seite und stützte ihn mit dem Arm. Dann wankten die beiden zur Tür hinaus in die mittsommerliche Abenddämmerung.

Kaum sog Ankermann die frische Luft ein, packte ihn ein gro-

ßer Schwindel, und er erbrach sich nur wenige Schritte vom Gasthaus entfernt direkt auf die Stiefel seines Dieners. Der wich im Affekt zurück, sodass sein Herr in die Knie ging und nun selbst mit einer Hand im Erbrochenen steckte.

»Was bist du doch für ein nutzloser Kerl. Noch nicht einmal halten kannst du mich!«, röchelte Ankermann. »Los, zieh mich hoch, du Nichtsnutz, ich kann nicht mehr anhalten.«

Johann packte Ankermann unter den Achseln und schob ihn auf ein Gebüsch zu.

»Na los, halte mir den Mantel.«

Mit geübtem Griff hielt der Diener den Mantel zurück und blieb an Ankermanns Seite stehen, um ihn zu stützen. Der ergriff mit beiden Händen sein Gemächt und stieß laut auf. Dann begann er zu urinieren.

Auf einmal grinste er seinen Diener an. »Komm, halt deinen Stiefel her, ich piss ihn dir sauber.«

Als Johann nicht reagierte, drehte sich Ankermann mit einer plötzlichen Bewegung um und urinierte auf dessen Hose. Dabei kicherte er wie von Sinnen.

Erschrocken wich der Diener zurück und ließ Ankermann los. Der, seiner Stütze bar, knickte mit den Beinen ein und plumpste wie ein nasser Sack in die zuvor frisch von ihm selbst geschaffene Pfütze.

»Na warte, du Stolch, wenn ich dich erwische, dann ... dann ...«

»Was ist denn da los?«, ertönten auf einmal Stimmen vom Wirtshaus her. »Prügelt sich da etwa jemand? Da mischen wir doch mit!«

»Nein, alles ist gut, Leute. Mein Herr ist nur gestolpert.«

»Gestolpert, du Lügner«, lallte Ankermann, während Johann ihn mit festem Griff hoch auf die Beine zog, »gestoßen nenn ich das!«

Der Diener behielt die Männer bei der Schanktür im Blick, die ebenfalls kräftig wankend auf das Gebüsch zusteuerten. »Kommt, Herr, wir müssen hier weg, sonst droht uns noch eine Prügelei.«

»Prügelei? Das geschähe dir recht, du Schelm«, grunzte Ankermann und ließ sich von seinem Diener weiter durch das Gebüsch ziehen, sodass die Männer vor dem Wirtshaus sie aus den Augen verloren.

Als im Osten das erste zarte Rot-Violett am Himmel zu sehen war, türmten sich bereits im Westen graue Wolkenberge auf. Während der Nacht war über der Nordsee kräftiger Regen niedergegangen, sodass der Tidenhub zum Auslaufen der Angelina ausreichend war. Im frühen Dämmerlicht sammelten sich die Menschen am Kai und warteten auf das Zeichen des Maats, auf das Schiff gehen zu dürfen.

Den Dreispitz über der Allongeperücke tief ins Gesicht gezogen, die rechte Hand fest am Geländer, stieg Ankermann die Treppe hinab. Der Wirt warf ihm einen flüchtigen Blick zu und widmete sich dann wieder seiner Abrechnung. Ankermann hielt auf den Tresen zu, zog ein Säckchen mit Münzen unter dem Mantel hervor und ließ es auf den Tresen fallen. »Für die Mühe, das gute Essen und das Bier. Gott zum Gruße!«

Ohne den Wirt eines weiteren Blickes zu würdigen, wandte er sich zur Tür und hatte die Schwelle schon passiert, bevor der Wirt seine Frage herausbrachte.

»Wo ist denn Euer Diener, Herr?«

»Ach, sprecht mir nicht von dem. Der treulose Kerl hat sich noch in der Nacht davongemacht. Hatte Angst vor dem Schiff und der weiten Reise. Nun, sei's drum. Ein fauler Taugenichts war er.«

»Und wer trägt Euch Euer Gepäck, Herr? Soll ich einen Knecht rufen?«

»Tut nicht not, es ist schon an Bord. Gehabt Euch wohl, Wirt.« Ohne sich noch einmal zu dem verduzt dreinschauenden Mann umzudrehen, ging Ankermann mit festem Schritt zum Kai und bestieg nur kurze Zeit später die Angelina.

Kaum waren die Masten der Fleute am Horizont entschwunden, brach ein gewaltiger Regen los. Sieben Wochen lang hielt er das Land fest im Griff, durchtränkte die vertrockneten Marschen und Felder und verwandelte die Wege in Schlammgruben. Erneut standen die Bauern an den Wegesrändern, die durchnässten Hüte tief in die Gesichter gezogen, und starrten zum Horizont, in der Hoffnung, endlich wieder die Sonne zu sehen.

Als der Himmel schließlich aufriss und sich das Wasser langsam von den Wiesen und Wegen zurückzog, fanden Ende August 1697 drei alte Frauen beim Sammeln von Binsen einen männlichen Leichnam am Ufer eines Moortümpels unweit von Wedel. Er musste schon viele Wochen im Wasser gelegen haben, denn der Körper war aufgedunsen, wächsern und zum Teil verwest. Keiner kannte den Mann, auch vermisste man niemanden in der Gegend. Die Kleidung des Toten ließ darauf schließen, dass es sich um einen Knecht aus der weiteren Region handelte.

Der örtliche Bader begutachtete die Leiche und stellte fest, dass ihr Genick gebrochen war. So rief der Marktvorsteher von Wedel den Landdrost aus Pinneberg zur Inspektion der Leiche. Der traf am folgenden Tag ein und entschied nach einem kurzen Blick auf den Toten, dass man sicherlich nicht mehr herausfinden könne, ob er eines gewaltsamen Todes oder durch einen Unfall gestorben sei. Schließlich sei der Tümpel nicht weit entfernt vom Gasthaus, in dem öfter Reisende dem Genuss des Bieres weit über den Durst hinaus frönten. Am besten sei es, den Toten auf dem Gottesacker bei Wedel beizusetzen.

Am kleinen Finger der linken Hand des Mannes hatte man einen kleinen goldenen Ring mit einer fremdländischen Inschrift gefunden. Den erhielt der Totengräber als Lohn für seine Mühe. Der Landdrost fuhr noch am selben Tag zurück nach Pinneberg, verfasste eine kurze Notiz für die Akten und vergaß die Angelegenheit.

Dresden im Dezember 1705

Monseigneur! Ihr seid im Namen des Königs verhaftet!« Johann Reinhold Patkul schlug entsetzt die Augen auf. Neben seinem Bett stand ein groß gewachsener, schlanker Mann in der Uniform eines Obersts der sächsischen Armee, hielt in der rechten Hand eine Kerze und hatte mit der linken Patkuls Hand gefasst.

War es ein böser Traum? Es war mitten in der Nacht, und Patkul hatte sich doch gerade erst am Tag zuvor mit der schönen und wohlhabenden Witwe Sophie von Einsiedel verlobt. Der gute Wein kreiste noch in seinem Blut und trübte seine Sinne. Mit der freien Hand rieb er sich die Stirn und sah sich in der schwach erleuchteten Schlafkammer seiner Wohnung um, die in einem eleganten Haus in der Seegasse lag. Der Oberst war nicht allein gekommen. Vor der Tür erkannte Patkul einige Soldaten der Infanterie sowie seine Magd, die vor Kälte oder auch Angst zitternd mit nackten Füßen auf den kalten Dielen hin und her tappte.

Nein, es war kein Traum. Deutlich spürte er den festen Griff des Obersts. Aber wie konnte das sein? Er, Johann Reinhold Patkul, war Sondergesandter des Zaren von Russland am Dresdener Hof. Ein Diplomat, der unter diplomatischem Schutz stand und nur seinem Herrn persönlich Rechenschaft für sein Handeln schuldig war. Wie konnte man sich erdreisten – und vor allem: *wer* konnte sich erdreisten –, ihn verhaften zu wollen, und das noch mitten in der Nacht, in seinem eigenen Bett?

»Wohin führt Ihr mich?«

»Vor den versammelten Geheimen Conseil.«

Patkul atmete tief durch. Der Rat korrupter sächsischer Höflin-

ge, die sich Minister nannten, aber weit davon entfernt waren, diese Titel mit Ehre zu erfüllen, bestellte ihn also ein. Der Geheime Conseil vertrat den Kurfürsten in seiner immer häufigeren Abwesenheit, seit der die polnische Krone erworben und König von Polen geworden war. Seitdem nannten ihn auch hier in Dresden alle nur noch den König.

»So sei es denn. Lasst meinen Diener herein, damit er mir beim Ankleiden helfe.«

Mit ruhigen, aber kraftvollen Bewegungen setzte sich der Sondergesandte des Zaren in seinem Bett auf und schlug die weiche Daunendecke zurück. Sein herbeigeeilter Diener reichte ihm sogleich ein Paar Pantoffeln und einen gefütterten seidnen Morgenmantel.

»Das ist also die Belohnung für die guten Dienste, die ich dem König von Polen geleistet habe.« Schnaubend ließ sich Patkul in die Beinkleider helfen.

Der Oberst war einen Schritt zurückgetreten und schwieg mit gleichmütiger Contenance. Patkul streifte einen mit Pelz verbrämten Rock über und stieg in die hohen Schaftstiefel, die sein Diener ihm hielt. Dann folgte er dem Oberst die Treppe hinunter zur Haustür. Unten standen weitere Soldaten, insgesamt mochten es an die zwanzig sein. Sein Diener eilte ihm nach, einen schweren Pelzmantel sowie eine Mütze aus schwarzem Zobel in den Händen. Patkul ließ sich in den Mantel helfen und verließ dann das Haus.

Vor der Tür stand eine Sänfte, ein Soldat hielt ihm die Tür auf.

»Bitte, macht keine Umstände, Monseigneur, und steigt in diese Sänfte.«

Patkul warf dem Oberst einen verachtenden Blick zu, ließ sich dann aber auf die gepolsterten Kissen nieder. Wenige Augenblicke später hob sich die Sänfte, und Patkul hörte nur noch, wie der frische Schnee unter den Soldatenstiefeln knirschte.

Was konnte der Geheime Conseil von ihm wollen, dass man ihn auf so unerhörte Weise mitten in der Nacht einbestellte? Ob von Fürstenberg dahintersteckte? Natürlich, wer sonst! Seit Kurfürst August auch König von Polen geworden war und von Fürstenberg zum Statthalter in Dresden gemacht hatte, führte sich dieser selbstherrlicher als August persönlich auf. Womöglich wusste der König im fernen Warschau gar nicht, was hier in dieser frostigen Winternacht in Dresden geschah. Würde er sonst zulassen, dass man den Sondergesandten seines wichtigsten Verbündeten im Krieg gegen Schweden so unsäglich behandelte?

Patkul schob den Vorhang vor dem kleinen Fenster der Sänfte zurück und spähte hinaus auf die Straße. Er stutzte. Man brachte ihn gar nicht zum Geheimen Conseil, sondern die Sänfte steuerte direkt auf das Stadttor zu. Wütend klopfte er an die Scheibe. Als niemand reagierte, versuchte er die Tür der Sänfte zu öffnen, aber sie war verriegelt. Erst jenseits der Stadttore setzten die Träger ihn ab, und der Oberst öffnete die Tür.

»Das ist nicht der Weg zum Geheimen Conseil, Herr Oberst! Wollt Ihr mich gar arglistig täuschen?«, schnaubte Patkul dem Mann entgegen. »Wohin bringt Ihr mich wirklich?«

»Ich habe Order, hier auf weitere Befehle zu warten, Monseigneur«, erwiderte der Oberst in ruhigem Ton. »Bleibt einfach in der Sänfte sitzen, so frieren Euch nicht so leicht die Füße.«

»Pah«, stieß Patkul verächtlich hervor, zog sich aber, kaum hatte der eisige Wind sein Gesicht gestreift, in die Sänfte zurück.

Eine knappe Stunde später traf endlich eine Kutsche ein, und der Oberst nötigte Patkul höflich, in ihr Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich neben ihn, zwei Soldaten nahmen auf der gegenüberliegenden Bank Platz. Vorsichtig zogen die Pferde auf dem frischen Schnee an, und die Kutsche bog auf die Poststraße in südlicher Richtung ein.

»Wohin bringt Ihr mich, Herr Oberst?«

»Ich bringe Euch auf den Sonnenstein, Monseigneur.«

Patkul starrte seinen Begleiter entsetzt an. Burg Sonnenstein war eine innerstädtische Festung in der nahen Stadt Pirna, vielleicht vier sächsische Meilen von Dresden entfernt. Sie diente seit langem schon dem Arrest höhergestellter Persönlichkeiten, denen ein gewöhnlicher Kerker ob ihres Standes und ihrer Ehre nicht zuzumuten war. »Es ist wider das Völkerrecht, den Minister und Sondergesandten eines gekrönten Hauptes so zu behandeln!«, donnerte er los. »Wer wagt so Ungeheuerliches?«

Der Oberst wartete gleichmütig, bis Patkuls erster Ärger verflog.

Der Diplomat fing sich tatsächlich schnell wieder und fragte in nun deutlich verbindlicherem Ton nach weiteren Einzelheiten.

»Sagt, Herr Oberst, weiß der König von diesem Vorgang?«

»Darüber kann ich Euch leider keine Auskunft geben, Monseigneur.«

»Geschieht dies hier nämlich auf Befehl des Königs«, setzte Patkul nach, »so ist das ein Zeichen, dass der König und der Zar sich überworfen haben. Sollte der König aber nichts von diesen Vorgängen wissen, wovon ich ausgehen möchte, dann habe ich wohl auch nichts zu befürchten.« Er atmete tief aus. »Was immer den Geheimen Conseil zu diesem ungeheuerlichen Schritt bewegt haben mag, so wird es sich klären lassen.«

Mit trotzig vorgerecktem Kinn blickte er aus dem Fenster in die tief verschneite Winterlandschaft, die der volle Mond in ein weißliches, schales und bedrückendes Licht tauchte.

Hamburg im März 1706

*V*erehrter Prokurator Wrangel, geschätzter Kollege,
lieber Freund,

nun ist schon bald ein Jahr vergangen, seit Ihr und Eure reizende Frau Gemahlin Halle und unsere Universität verlassen habt. Sehr vermissen wir die geselligen Abende mit Euch in angeregtem Gespräch wie auch die intensiven juristischen Erörterungen, die wir im kleinen Kreis unternommen haben.

Habt Ihr Euch in Hamburg wieder wohl etablieren können? Ich hoffe doch, dass Euch Euer Amt am Niedergericht Gelegenheit gibt, Euer außergewöhnliches juristisches Talent unter Beweis zu stellen.

Wegen eben dieses Talentes vermissen ich Euch in diesen Tagen ganz besonders. Sicherlich habt Ihr auch in Hamburg von der unerhörten Inhaftierung des russischen Gesandten Johann Reinhold Patkul im vergangenen Dezember durch die sächsische Regierung vernommen. Schließlich spricht die ganze Welt davon, und die Empörung über diesen Bruch des Völkerrechts ebbt nicht ab. Bis heute sah man sich in Dresden nicht genötigt, einen triftigen Grund für die Verhaftung vorzuweisen. Zugleich aber ignorierte man den energischen Protest des zaristischen Kriegskommissars, ja sogar das Verlangen des Zaren selbst, seinen Gesandten freizugeben. Auch die Proteste aus London, Wien und Kopenhagen erreichten nichts.

Aus tiefster Seele bin ich davon überzeugt, lieber Freund, dass wir, die Vertreter der deutschen Jurisprudenz, endlich handeln müssen, um diese Schandscharte des völkerrechtlichen Bruchs in unserem Rechtsraum auszuweiten. Darum habe ich einen

Geheimen Juristischen Rat zur Verteidigung Johann R. Patkuls ins Leben gerufen. Ziel des Rates soll sein, dem zwar hoch talentierten, aber auch hitzköpfigen Gesandten (ich habe ihn persönlich während seiner Studienzeit hier in Halle kennengelernt) mit einer profunden Verteidigung nicht nur selbst, sondern auch der Sache des Völkerrechts beizustehen. Als Diplomat und Ehrenmann ist Patkul in der Vergangenheit oft genug als mutiger Kämpfer für die Freiheit eingetreten, sodass es einem jeden Gelehrten zur Ehre gereicht, ihm zu helfen.

In der letzten Märzwoche werden wir uns an der Albertina, der Königsberger Universität, treffen und das Vorhaben umsetzen. Ich bin davon überzeugt, dass für ein Gelingen dieser Verteidigung Eure Kenntnisse und Fähigkeiten von entscheidender Bedeutung sind. Darum bitte ich Euch, an diesem Unterfangen mit Eurem scharfen Verstand und Eurer unbestechlichen Liebe zum Recht mitzuwirken und in der letzten Märzwoche zu uns nach Königsberg zu stoßen.

Auf Eure Hilfe vertrauend, lege ich Euch zur Vorbereitung die Kopie einer außergewöhnlichen Anklageschrift gegen die sächsische Regierung zu diesem Fall bei, die vergangene Woche in Dresden unter dem Pseudonym Sincerus Treumann auftauchte.

In der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und mit den herzlichsten Grüßen,

Euer Freund,

Christian Thomasius

Hinrich Wrangel legte den Brief zur Seite und schaute durch das Fenster seines Arbeitszimmers hinaus auf die Kleine Johannisstraße, auf der zu dieser späten Stunde am Vormittag bereits reges Treiben herrschte. Der Brief seines alten Doktorvaters Thomasius erregte ihn mehr, als er sich einzugestehen wagte.

Tatsächlich war schon nahezu ein Jahr vergangen, seit er mit Ruth zurück nach Hamburg gekommen und in das Haus eingezogen war, das sein verstorbener Schwiegervater Moses Abelson bewohnt hatte. Als Bürger der Stadt hatte Wrangel es kaufen können. Nun war der Schreibtisch des alten Bankiers sein Arbeitsplatz geworden, an dem er Berge von Akten aus dem Hamburger Niedergericht studierte und Verteidigungsschriften verfasste.

Als Prokurator am Niedergericht oblag es ihm, die dort Beklagten zu vertreten, denn vor Gericht durften diese nicht selbst das Wort erheben. Es war eine gute Arbeit, häufig jedenfalls. Schon oft hatte er im vergangenen Jahr seinen Mandanten zu ihrem Recht verhelfen können. Er verdiente gutes Geld damit und genoss hohes Ansehen bei den anderen Mitgliedern des Niedergerichts, zumal er der einzige Doktor der Jurisprudenz unter ihnen war. Aber horchte er ehrlich in sich hinein, spürte er, wie sehr er die große Herausforderung zu wahrer juristischer Meisterleistung vermisste.

An der Universität zu Halle hatte er am Lehrstuhl von Thomasius über die Beweiskraft von Indizien für die Urteilsfindung promoviert. Es war ihm eine Herzensangelegenheit gewesen, um künftig gewappnet zu sein für Fälle, die nur auf Geständnissen der Angeklagten fußten, welche noch immer allzu oft erst unter der Folter herausgepresst wurden. Seine Dissertation hatte für Furore gesorgt, und in Hamburg war man stolz, als er sich entschied, wieder sein Amt als Prokurator aufzunehmen. Doch seitdem waren die meisten seiner Fälle kaufmännische Streitigkeiten, die keineswegs eine juristische Meisterleistung, sondern einfach nur solides Handwerk verlangten.

Der Fall aber, den Thomasius ihm anbot, war eine echte, eine große Herausforderung. Natürlich hatte er von der Verhaftung Patkuls gehört. Überall sprach man davon. Patkul war ein be-

kannter Mann. Er galt als Schmied der russisch-polnisch-sächsischen Allianz im Krieg gegen Schweden, und ihm eilte der Ruf eines unbestechlichen, aufrichtigen und freiheitsliebenden Pietisten voraus. Thomasius hatte recht: Es war ein Bruch des Völkerrechts. Die europäischen Höfe zogen bereits ihre Gesandten aus Dresden ab, konnten sie doch nicht mehr sicher sein, dass nicht auch die einfach ohne Anklage gefangen genommen wurden. Zugleich spottete man über das sächsische Rechtsverständnis und entehrte damit sämtliche hervorragenden Juristen, die aus den Universitäten des Landes hervorgegangen waren.

Hinrich Wrangel spürte, wie eine Welle der Aufregung durch seinen Körper ging. Ja, es war eine Ehre, dass Thomasius ihn dabei haben wollte, die deutsche Jurisprudenz gegen die Willkür absolutistischer Machtphantasien zu verteidigen. Endlich bekäme er die Gelegenheit, mit hochkarätigen Kollegen zusammenzuarbeiten, breit angelegte Verteidigungsstrategien zu entwickeln und weit mehr als nur einem Gefangenen zu helfen, nämlich dem Recht selbst. Um seine innere Erregtheit zu bändigen, stand er auf und schritt in dem kleinen Kabinett auf und ab. Schließlich versprach dieses Unternehmen auch noch eine interessante Reise nach Königsberg. Wrangel kannte die Stadt noch nicht, von deren Universität er aber viel Gutes gehört hatte. Nun würde er dort sogar vor Ort arbeiten können. Es wäre eine herrliche Abwechslung von dem täglichen Einerlei des Niedergerichts.

Es klopfte leise an der Tür, und eine junge Magd betrat das Kabinett. »Die gnädige Frau lässt Euch ausrichten, dass das Mittagessen in einer halben Stunde serviert wird.«

Das hatte Wrangel bei all der Freude ganz verdrängt: Was würde Ruth zu diesem Unternehmen sagen? Was würde sie davon halten, wenn er sie für einige Wochen allein in Hamburg ließ, um in

Königsberg dieser Aufgabe nachzugehen? Sie mitzunehmen wäre natürlich ausgeschlossen. Schließlich ging es um ein geheimes Treffen und nicht um eine Vergnügungsreise.

Der Anflug eines schlechten Gewissens legte sich auf Wrangels Gemüt. Er liebte Ruth über alles auf der Welt, und er tat, was er konnte, um ihr Leben so schön und angenehm wie möglich zu gestalten. Schließlich wohnte er auch deshalb mit ihr in ihrem alten Elternhaus. Sie hatten es kurz nach ihrer Hochzeit im Herbst 1702 erworben und seitdem kaum Veränderungen daran vorgenommen. So lebte Wrangel in den Möbeln und mit den Büchern und Erinnerungen der Familie Abelson. Grundsätzlich störte ihn das nicht, aber manchmal lastete die Allgegenwart von Ruths früherem Dasein schon auf ihm.

Tatsächlich war es ein früheres Leben, denn Ruth war seinetwegen zum Christentum konvertiert. Die Familie Abelson waren sephardische Juden, die keinerlei Rechte in Hamburg hatten. Nur das Geld nahm der Rat der Stadt immer gern von den Juden. »Schutzgeld« nannte man es. Aber es schützte wenig. Ruths Vater, ein mit allen großen europäischen Börsen vertrauter Bankier und ein Mann von untadeligem Ruf, war eines Nachts erschlagen vor den Wällen der Stadt aufgefunden worden. Er hatte Wrangel bei seinen Ermittlungen in einem verworrenen Mordfall geholfen. Der Prätor des Niedergerichts hatte sich anschließend geweigert, in dem gewaltsamen Tod Abelsons ein Verbrechen zu sehen.

Diese Vorfälle hatten dazu beigetragen, dass Hinrich Wrangel um Ruths Hand angehalten hatte und kurz nach ihrer Hochzeit mit ihr nach Halle gegangen war, zurück an die Universität. Seit jener Nacht, als ihr Vater gestorben war, hatte er Ruth nicht mehr allein gelassen. Aber jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er auch einmal wieder an seine Interessen, ja, auch an seine Pflichten als Advocatus denken musste.